...er die jungen Krieger als Lehrlinge auf den bestgerittenen Pferden die Geheimnisse der edlen Reitkunst lernen. In der Korrekturabteilung werden Pferde geritten, die durch schlechte Reiter verritten sind oder selbst durch körperliche Mängel Schwierigkeiten haben. Später werden einzelne Pferde longiert. Ausbindezügel an beiden Seiten des Körpers zwischen Trensengebiß und Sattelgurt bringen Hals und Kopf in die gewünschte Haltung, und an einer langen Gurtleine bewegen sie sich im Kreise um den Longenführer. In der Offizierreitstunde tummeln die Offiziere ihre edlen Tiere. Draußen hält die Infanteriegeschützkompanie Fahrübungen ab, und kräftige Pferde legen sich in die Zugtaue.

Die Pferde stehen im Mittelpunkt des ganzen Stalldienstes. Satteln und Absatteln, Schirren und Abschirren, Putzen und Streupflege — alles wohlgeregelt nach alten Gesetzen! Dieses emsige Schaffen unterbricht wieder der Achtungsruf. Der Veterinäroffizier hat den Stall betreten und macht seinen täglichen Rundgang. Ein Unteroffizier meldet ihm kranke Pferde und weiterhin den Gesundheitszustand der Pferde. Reinlichkeit des Stalles, die Lüftung und die Futtermittel werden kontrolliert.

Beim Pferdeappell trifft der Veterinäroffizier mit dem Kompanie-Chef, Futtermeister und Beschlagmeister zusammen, die peinlich genau jedes Pferd hinsichtlich Putzzustand, Hufpflege, Hufbeschlag und Gesundheit mustern. Schlechtgeputzte Pferde müssen nachgeputzt werden, kranke Pferde kommen in den Krankenstall; und solche, bei denen der Veterinäroffizier eine Seuche vermutet, werden abgesondert. Beschlagbedürftiger Pferde nehmen sich die Schmiede an. Beim Pferdeappell präsentiert sich wunderschön jedes Pferd. Aus edlen Köpfen blicken dunkle Augen klug in die Welt. Die Ohren sind gespitzt und vernehmen jeden Laut. Prächtig wölbt sich manch gut bemuskelter langer Hals mit voller, glatter Mähne aus dem hohen Widerrist heraus, an dem sich ein kurzer, kräftiger und tragfähiger Rücken anschließt. Starke Gelenke und ausdauernde Sehnen zeichnen sich durch straff gespannte Haut. Elegant und edel die Reitpferde! Gut proportioniert und stark die Stangenpferde, die an der Deichsel des Fahrzeuges die größte Zuglast zu bewältigen haben. Massig und eindrucksvoll sind die muskelbepackten schweren Zugpferde für Zeltbauten und Zeltwagen. Sind die einen lebhafte und gutgängige Warmblüter, so sind jene ruhige und an schweren Zug gewöhnte Kaltblüter.

Aus der Hufbeschlagschmiede klingt melodisch das Pinken der Hämmer auf dem Amboß. Unter geübter Meisterhand und prüfendem Auge nimmt das rotglühende Eisen die Form des Hufes an, für den es bestimmt ist.

Sorgfältige und wohlbedachte Pflege behüten das Heerespferd vor Krankheiten und Unglücksfällen. Kranke Tiere kommen in den Krankenstall, wo sie unter fachärztlicher Aufsicht und Behandlung stehen. In der chirurgischen Abteilung sind operierte Pferde mit manchmal recht übel aussehenden Wunden. Zu diesen gesellen sich Patienten mit Lahmheiten und Augenleiden. In der Abteilung für innere Krankheiten sind Pferde mit Herzfehlern, Lungenentzündung, Magen-Darmleiden und Kolikkranke untergebracht. Im Absonderungsstall stehen Tiere mit Fieber und Seuchenerscheinungen. Hinter jedem kranken Pferd hängt die Krankentafel, die genau wie beim Menschen Name des Patienten, Krankheit, Behandlungsart und Verlauf der Fieberkurve enthält. Im Arzneiraum stehen Schränke mit Arzneien und Impfstoffen wie in einer Apotheke. Neuzeitliche elektrische Apparate zur Bestrahlung und Wärmebehandlung, Hängevorrichtungen für Pferde, die nicht stehen können, sind jederzeit griffbereit.

Der Vormittagsdienst ist beendet, die Pferde stehen alle wieder in ihrem Stand. Der Futterwagen rollt, und der bekannte Ton ist ihren Ohren die lieblichste Musik. Nachmittags hebt das Putzen und Striegeln noch einmal an. Sattel und Zaumzeug, Geschirr und Stallgerät werden gereinigt und in Ordnung gebracht. Im Zugpferdestall wird aufgeschirrt. Die Fouragierwagen fahren zum Verpflegungsamt, um hochbeladen mit Hafer, Heu und Stroh heimzukehren. Willig und gern leisten die Zugpferde ihren Dienst, kein Fahrer braucht zur langen Fahrerpeitsche zu greifen, um nachzuhelfen, geht es doch heim in den Stall zur gefüllten Futterkrippe!

Allmählich neigt sich der Tag seinem Ende zu. Hier und da flackert schon ein Licht in einem Fenster auf. Im Stall ist nun auch der Abendfrieden eingekehrt. Der Wachtposten schlendert hin und her, leise klirrt noch eine Kette ...

# Die Mimose

**Heiteres von J. H. Rösler**

„Ich habe heute eine lustige Geschichte geschrieben!“ rief der Schriftsteller vergnügt. „Wollt ihr sie hören?“

„Wir freuen uns darauf!“

Und der Schriftsteller begann: „Es war einmal ein Ehemann, der sagte eines Tages zu seiner Frau: ‚Schau her, was hier steht! Da sucht einer zehn häßliche Frauen. Da solltest du dich melden — —‘“ Weiter kam der Vortragende nicht.

Die Freunde liefen wie ein Bienenschwarm durch das Zimmer. „Bist du verrückt geworden? Wie kannst du so etwas schreiben?“ — „Das ist doch ein harmloser Scherz — —“

„Ein harmloser Scherz? Eine Verspottung der Ehe ist das! Hundert empörte Zuschriften werden von überall kommen! Anständige Ehemänner sagen so etwas nicht zu ihrer Frau. Und wie die Geschichte, so der Verfasser!“

Der Verfasser war nicht so. Er liebte seine Frau über alle Maßen. Und gerade, weil er nur in der Familie das Glück des Daseins erkannte, liebte er es, in seinen Geschichten die Schwächen des einzelnen zu vergröbern, damit sich jeder seinen Teil davon abschneiden und sich zu Nutz der Ehe und der Ehefrau bessere. „Wenn ihr als meine Freunde den Anfang meiner Geschichte so empfindet“, sagte er traurig, „so soll er nicht stehen bleiben wie er ist. Ich werde also die Geschichte folgendermaßen beginnen: Es waren einmal zwei gute Freundinnen. Eines Tages sagte die gute Freundin zur besten Freundin: ‚Schau her, was heute in der Zeitung steht! Da sucht einer zehn häßliche Frauen. Da solltest du dich melden — —‘“

Die Freunde faßten sich an den Kopf.

„Wir haben einen Irrsinnigen in unserer Mitte! Sämtliche Freundinnen der Welt werden sich wider dich empören. Hast du jemals erlebt, daß eine Frau etwas Schlechtes über eine andere sagt? Warum willst du die Frauen beleidigen?“

„Eben weil ich sie nicht beleidigen will, wähle ich einen Einzelfall“, seufzte der Schriftsteller, „ich brauche eine häßliche Frau in meiner Geschichte. Beschreibe ich sie und wähle ich Einzelnes von ihrer Häßlichkeit, so werden sich alle Krummbeinigen, Sommersprossigen und Schielängigen beschweren und ihre Rechte zu wahren versuchen. Ich zog darum die Bosheit einer einzelnen Frau vor. Denn daß wir nicht lauter Engel sind — wer mag es bestreiten?“

„Ich will euren Rat befolgen, meine Freunde“, sagte dann der Schriftsteller, da alle schwiegen, „ich werde den Satz einer Portiersfrau in den Mund legen. Und sie soll in der Langestraße wohnen, denn die gibt es in jeder Stadt, und sie soll einen ausgefallenen Namen tragen, dem man den Witz schon von weitem ansieht, nennen wir sie Dora Türauf. Einverstanden?

Die Freunde waren es nicht. „Woher weißt du, ob es nicht zufällig eine Frau namens Dora Türauf gibt? Die wird dir aufs Dach steigen, und wenn sie auch eine amerikanische Wurstwarenfabrikantenwitwe wäre. Und mit ihr werden es sämtliche Wurstwarenfabrikantenwitwen der Welt, denn du hast in der einen Frau alle Witwen, alle Wurstwarenfabrikanten und Amerika dazu beleidigt. Darüberhinaus aber kommen nun noch sämtliche Bewohner der Langestraße, denn in deren Straße kann kann so etwas überhaupt nicht geschehen. Zum Schluß kommen noch die Hausmeisterinnen und sind auch böse, denn sie glauben von sich, daß man sie böswillig verleumde, wenn einer behauptet, ihnen sei je ein grobes Wort entfahren.“

Der Schriftsteller saß wie erschlagen.

Dann begann er seine Geschichte von neuem: „Es war einmal eine Mimose. Die sagte zur anderen Mimose: ‚Schau her, was heute in der Blütenzeitung steht! Da werden häßliche Mädchen gesucht. Du könntest dich melden.‘“

Hei, wie da die Freunde nickten!

„Siehst du, das ist richtig! Mimosen, das sind grobe, derbe Dinger. Die fühlen sich nicht leicht angetastet und sind nicht halb so empfindlich wie unsere lieben Mitmenschen.“


# Warburger Warte




Wöchentlich zweimal erscheinende
**Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes**
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

**Nr 21. 16. März 1938 12. Jahrgang**





Copyright 1937 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

3. Fortsetzung

„Sie sind ein vorsorglicher Arzt!“ meinte der andere mit einem Lächeln, das beißend-ironisch, aber auch freundlich anerkennend sein konnte. Seine Sprache mit dem rollenden R, der weichen Aussprache der Konsonanten und der gesättigten Klangfülle der Vokale vertiefte mit ihrem fremdländischen Akzent den asiatischen Eindruck dieses sonderbaren weißhaarigen Mannes.

„Vorbeugen ist besser als heilen!“ entgegnete der Doktor, und stellte seine Uhr nach den Schlägen der Wanduhr.

„Heilen!“ Ein abgründiges Lachen quoll aus der breiten Brust. Und dann leerte der Weißhaarige das Glas und betrachtete den Arzt mit seinen fast mandelförmigen Augen, die unter den felsenartig vorstehenden Backenknochen flimmerten.

Der Arzt schwieg. Aufmerksam besah er sich den Kopf seines Gegenübers, dessen Schläfenbein jäh unter dem weitausladenden Scheitelbein zurückfiel. Endlich brach er das Schweigen. „Sie wollten mir etwas erzählen, Ritrikoff.“

„Wollte ich?“ antwortete dieser, als bereue er seine Ankündigung.

„Ja, vor einer Stunde etwa wollten Sie es. Aber wir können es auch bis zu unserm nächsten Schachabend lassen.“

„Nein“, meinte Ritrikoff nachdenklich, „ich kann es Ihnen gleich sagen — ich liebe ein Mädchen. Ein Mädchen aus einer baltischen Adelsfamilie. Ich will sie heiraten!“

Diese Eröffnung schien der Arzt nicht erwartet zu haben. Steil fuhr er in seinem Sessel hoch und öffnete den Mund zu einer Frage. Ritrikoff hatte geklingelt und ein alter, dunkellivrierter Diener trat leise ein. „Bringen Sie mir mein Karlsbader hierher. Und das Pepsin! Sie können dann schlafen gehen.“

Schweigend verließ der alte Diener das Zimmer.

„Es hat Sie sichtlich überrascht, Doktor Cleversahn“, wandte sich Ritrikoff mit flurrillem Lächeln wieder an den Arzt. „Glauben Sie, daß mir das Heiraten schadet?“

„Das nicht — wenn Sie streng Ihre Ernährungsweise beibehalten — aber ...“ Cleversahn zögerte.

„Aber daß einer wie ich den Mut hat — wollen Sie sagen ...“

„Sie werden meine Neugier verstehen, Ritrikoff: Wen wollen Sie heiraten? Kein Mensch lebt so abgeschlossen wie Sie! Keiner! Sie kennen vielleicht vier oder fünf Personen in ganz Berlin, Ihren Garten und den Briefkasten an der Ecke. Das ist alles. Wo soll da ...“

„... auf einmal eine Braut herkommen!“ beendete Ritrikoff den Satz des Arztes.

Der Diener brachte das Gewünschte, verbeugte sich und verschwand lautlos.

„Und wer will dieses Trappistendasein mit Ihnen teilen, Ritrikoff?“ fragte der Arzt.

„Trappistendasein ...“, kaute Ritrikoff das Wort nach, als verschlänge er es, wie ein wildes Tier das andere, daß man förmlich die Knochen krachen hörte.

Er war aufgestanden. Trotz der breiten Schultern wirkte der Mann schlank. Es ging eine Hoheit von ihm aus, wie er so dastand und seinen Körper reckte. Aber um den Mund und in den Händen zitterte eine Angst, eine Angst vor dem nahenden Zerfall.

„Sie werden sich wundern, Doktor! Ich bin entschlossen, mein Leben zu ändern. Für meine junge, schöne Frau will ich Feste feiern und ein großes Haus führen — aus den vier oder fünf Personen, die ich in Berlin kenne, sollen vier-, fünfhundert werden — das mag dann reicher für den kärglichen Rest meiner Tage ...“

„Kärglichen Rest ...?“

„Lassen wir das!“ Ritrikoff winkte Cleversahn ab und sein mißtrauischer Blick streifte wieder den Arzt.

„Und kennen Sie Ihre — die junge Dame schon lange?“

„Allerdings. Die junge Dame war damals knapp sieben Jahre alt.“ Die glimmenden Augen Ritrikoffs schlossen sich ein wenig. „Sie schwamm vor mir im Meere, als ich ihr meinen Rettungsgürtel zuwarf.“

„Was?“ Dem Arzt wurde dieser Mann immer rätselhafter. Er wußte von seinem seltsamen Patienten so gut wie nichts. Nur eben, daß Ritrikoff aus der Krim stammte,

daß er bei Rybinsk, im russischen Gouvernement Jaroslaw an der Wolga, ungeheure Besitztümer besessen hatte; am Ural Wälder und Eisenbergwerke in der Größe Dänemarks; einst Kamele und Büffel in Taurien, Stawropol und in der Kirgisensteppe züchten ließ; Fischereien am Kaspischen und Asowschen Meer, am Ladoga-, Onega- und Ilmensee besessen hatte — Fischereien, die den Bedarf von Petersburg, Odessa, Reval und Astrachan deckten! Viele wollten auch wissen, daß ihm Naphthaquellen in Archangelsk gehört hatten, und bekannt war es, daß dieser Mann seiner Frau am Tage der Hochzeit als Morgengabe seine sibirischen Jagdgebiete geschenkt hatte, Gebiete von unvorstellbaren Ausmaßen, die ihre Polarfüchse, Zobel und Hermeline in alle Welt sandten.

Haushoch waren in Stockholm, London, Paris und Berlin die Gerüchte um diesen Mann gegangen. Er selbst sprach niemals über sich. Einmal hatte ihn Doktor Cleversahn gefragt, ob er wirklich der Großfürst Dmitrij Feodor Ritrikoff Donskoj gewesen sei.

„Allerdings! Aber das ist schon recht lange her!“ hatte Ritrikoff in einem Ton geantwortet, der keinen Zweifel darüber ließ, daß er nicht an die Vergangenheit gerührt zu wissen wünsche.

Cleversahn hatte es auch nie getan. Er stammte aus Groß-Neustadt bei Aschaffenburg, und was um diesen Mann wob, mutete ihn an wie eine Legende. Es war ihm eine neue und inzwischen doch längst versunkene Welt, wie sie dem Europäer, ja selbst dem Amerikaner unfaßlich ist. Es war ihm, als höre er das Pfeifen des Steppenwindes und das Brüllen des gequälten asiatischen Menschen — doch es knarrte nur der Laden auf der anderen Seite des Hauses.

Und dieser Einsiedler wollte auf einmal heiraten — und hatte seine jetzige Braut als siebenjähriges Kind im Meer ...

„In Reval habe ich sie kennengelernt, vor vielen Jahren“, erzählte Ritrikoff, „jetzt hab' ich sie wieder getroffen und will sie festhalten in meiner Einsamkeit — denn einsam wurde ich — grauenhaft einsam, seit dem Tage meiner Hochzeit.“

Ritrikoff schwieg. Sein Blick richtete sich in die Ferne. Er stand auf und machte einen Gang durchs Zimmer.

„In meiner Hochzeitsnacht flog ein Stein durchs Fenster. Er traf meine Frau an die Schläfe. Eine Woche später starb sie daran. Ein Schreiben war an den Stein geheftet, das mir den Tod androhte, weil auf vielen meiner Besitzungen Mißhandlungen, Verschickungen, Kinderschändungen und Foltern gebräuchlich wären. Es war da von Landstrichen die Rede, von denen ich — ja, kaum meine Vermögensverwalter wußten, daß sie mir überhaupt gehörten. Leute waren in diesem Schreiben genannt, deren Namen ich nicht einmal aussprechen konnte, ja sogar deren Völkerschaften, zu denen sie zählten, mir unbekannt waren.

In dieser Nacht wußte ich, daß über Rußland eine Katastrophe hereinbrechen werde. Rasputin hielt sie auf, aber nach seiner Ermordung brach sie los. Um diese Zeit befand ich mich in meinem Hause in Rybinsk. Unten tobte die entfesselte Menge. Das eiserne Schloßtor hielt stand. Dann kamen Soldaten. Mit Sprengpatronen und Dynamit. Im nächsten Augenblick mußte alles in die Luft fliegen, aber sie wußten nicht mit dem Zeug umzugehen. — Auch damals hatte ich schon den eigentümlichen Schmerz im Magen ...“

Ritrikoff setzte sich wieder. Die Haut über seinen breiten Backenknochen spannte sich und glühte hektisch.

„Einen Augenblick überlegte ich kühl, ob es sich überhaupt verlohne, zu leben. Ich war schon bereit, stoisch aufzugeben. Da kommt ein Diener hereingestürzt, mit einer Axt. Kein Mensch sonst im Hause. Er hebt die Axt gegen mich. Ich schieße ihn über den Haufen. Schleppe den Leichnam in den Keller. Ziehe mir seine Livree an und ihm meinen Generalsmantel. Rase wieder hinauf in mein Zimmer. Stecke etwas Geld zu mir. Reiße den Tresor auf, die große Kassette, greife hinein und habe beide Hände voll Brillanten, Rubine, Saphire, Smaragde. Dann nehme ich Goldstücke, blanke Goldstücke, öffne das Fenster und werfe sie hinaus. Die Menge brüllt auf. Stürzt auf das Gold. Die Soldaten lassen ab vom Tor, schlagen die Menge nieder und eine blutige Schlacht hebt unten an um jeden Goldrubel.

Ich ließ den Goldregen weiter niederprasseln, bis die Kassetten leer waren. So gewann ich Zeit. Inzwischen holte ich Brote aus der Küche. Drei kleine Laibe. Höhlte sie mit den Fingern aus. Steckte die Edelsteine tief hinein, verstopfte die Löcher sorgfältig mit Brotkugeln und verbarg die drei Brotlaibe unter einem weitschlotternden Dienermantel, den ich überwarf. Unten hörte man noch immer die entsetzlichen Schreie der kämpfenden Goldsucher.

Ich hole mir Schere und Rasiermesser. Im Nu ist mein Schnurrbart weg. Nun stülpe ich eine Kosakenmütze über und ziehe sie tief ins Gesicht. Dann öffne ich das Fenster und deute den Rasenden da unten an, daß der Fürst durch den hinteren Ausgang des linken Flügels das Schloß mit einem Sack voll Gold verlassen wolle. Sofort ließ man von der Vorderfront des Hauses ab und stürzte nach hinten.

So konnte ich durch das Haupttor hinaus. Meine drei kleinen Brotlaibe drückte ich fest an mich. Der weite Mantel deckte sie. An der Ecke packten mich zwei Soldaten. Ich schreie ihnen zu, daß der Fürst ermordet im Keller liege, neben einem riesigen Sack Goldes. Die Soldaten erkennen mich nicht. Sie halten mich für einen Diener. Da kracht auch schon das hintere Tor. Die Meute stürmt ins Schloß. Die Soldaten lassen ab von mir und stürzen der Menge nach. Eine halbe Minute später sehe ich, wie der zerfetzte und unkenntliche Leichnam des Dieners, von irrsinnigen Bestien umheult, aus dem Kellerfenster geschleudert wird. Die Weiber reißen sich die Uniformstücke aus den Händen als Siegestrophäen. Fleischstücke gehen mit, und wenige Augenblicke später ist von der Leiche nichts mehr da als ein formloser Klumpen von Blut und Knochen. In diesem Augenblick bricht eine Feuersäule steilgerade in die Höhe. Das Dynamit hatte sich entzündet. Eine furchtbare Explosion — ein grauenhafter Aufschrei — das zusammenstürzende Gebäude hatte die Horden, die darin auf der Goldsuche waren, unter sich begraben.

Ich rannte wie besessen. Hinter mir tobte das Schreien der Verwundeten und Zerfetzten. — Und das Bild meiner toten Frau auf dem Schreibtisch hatte ich vergessen ...“

Der Arzt reichte Ritrikoff das Glas mit dem Karlsbader. „Trinken Sie — langsam!“

Der Erschöpfte trank. Schluck für Schluck. Und die kleinen Bläschen der Kohlensäure perlten im Glase, zischten wie kleine, winzige Geiser und spielten regenbogenfarben mit dem verglimmenden Schimmer des Kaminfeuers.

„Siebenunddreißig Nächte wanderte ich nun. Von Rybinsk bis Narwa. Das sind achthundertneunzig Kilometer Luftlinie. Ich vermied die Bahn, aus Angst, entdeckt zu werden. Die Bahnlinie war auch vielfach gesperrt oder gesprengt. Ich bettelte mich durch von Bauernhof zu Bauernhof. Städte umging ich. Tagsüber schlief ich im Gestrüpp, auf Lagerplätzen oder in Baumhöhlen und selten genug heimlich in einem halb zerfallenen Stall oder Schober. Zwei Tage und zwei Nächte irrte ich in den Wolkonski-Wäldern umher. Ich hatte die Richtung verloren. Es strömte vom Himmel und ich steckte bis weit über die Knie im Schlamm. Zwei Tage und zwei Nächte. Ohne Nahrung! Mit drei Broten unter dem Mantel, der wie ein großer Fetzen um mich schlotterte. Mit satanischem Hunger und drei Broten, die ich nicht anbeißen durfte, wollte ich nicht später bei Durchsuchungen Verdacht erregen. In den Wolkonski-Wäldern habe ich meine Edelsteine ehrlich verdient.

Ich fand die Leiche eines Soldaten und zog mir dessen stinkende Uniform an, denn meine Kleider begannen mir buchstäblich vom Leibe zu fallen. Nur Schuhe hatte ich keine. Die meinen steckten in den Sümpfen der Wälder und die aufgequollene Leiche gab ihre Stiefel nicht her; ich hätte denn die Beine herausschneiden müssen. So lief ich barfuß.

Meine Haare, voll von Lehm und Schlammresten, hingen bis zum Hals; das Gesicht, die Augen, die Zähne verklebt und verquollen mit starrendem Schmutz, die Läuse tief in den langgewachsenen Bart gefressen, dazu die kaukasische Uniform der Leiche — so konnte mich niemand erkennen und so wagte ich mich endlich in Staraja in die Stadt, ein warmes Essen, Schuhe, eine Karte und einen Kompaß zu erstehen.

Meine Brote waren zu Stein erstarrt. Einen halben Laib hatte ich hergegeben — zwei bösartigen Gesellen, die ich traf und die drohend Brot von mir verlangten. Nachher machte ich mich eilends aus dem Staube. Die Burschen müssen reiche Männer geworden sein. Oder sie haben sich erschlagen, vielleicht auch nur den Magen verdorben.

Bei Golino schlief ich im Stall eines alten Muschik. Er deutete auf den Ilmensee und erzählte mir, daß all dies Land und seine Gewässer einmal dem Großfürsten Donskoj gehört habe, den man in Rybinsk erschlagen hätte. Die Fama war schneller, als Rußland weit ist.“

Die Uhr holte zum Schlage aus. Ritrikoff ließ den Ton verrinnen und fuhr sich langsam mit der Hand über die wuchtige Stirn.

„Ich war am Zusammenbrechen. Bei Dolgowka endlich wollte ich es wagen, die Bahn zu benutzen, aber die Eisenbahnlinie Pskow—Petersburg war von Aufständischen gesprengt.

Ich konnte nicht mehr weiter.

Da brach ich zwei Diamanten aus dem Brot, erzählte einem Flößer, der Holzflöße die Luga hinuntertrieb, daß ich sie einem Fürsten gestohlen hätte und ihm einen davon schenkte, wenn er mich mitnähme auf seinem Floß. Er nahm mich mit bis Jamburg und hoffte dort den Stein einem der heimlichen schwedischen oder finnischen Händler verkaufen zu können.

Während das Floß die rauschende Luga abwärts glitt, schlief ich auf dem Bauch liegend und meine zusammengeschnürten Brotlaibe schützend.“

„Wo wollten Sie eigentlich hin?“ fragte Cleversahn, der dem Fürsten atemlos zugehört hatte.

„Nach Reval. Dort hatte ich einen Freund. Einen guten Freund. Und von dort wollte ich mit ihm die Ueberfahrt wagen nach Schweden. Ich mußte nach Reval kommen. Das war die einzige Rettung und dieser Gedanke hielt mich aufrecht.

So schleppte ich mich noch eine ganze und letzte Nacht durch. Einundzwanzig Werst von Jamburg bis Narwa. Meine Füße trieben Blasen. Meine Knie zitterten. Als die Sonne wieder aufging, stand ich vor dem Bahnhof in Narwa — halb irrsinnig vor Angst, ob die Linie nicht wieder gesprengt sei. Ich hätte nicht weiter gekonnt. Doch der Zug nach Reval fuhr. Als ein gebrochener Mann kam ich dort an ...“

Zusammengekauert hockte der Arzt in seinem Sessel. Kein Wort, keine Bewegung des Erzählers entging ihm.

Ritrikoff lächelte. „Mein Revaler Freund wollte die Hunde auf mich hetzen, als ich vor ihn trat und behauptete, Großfürst Ritrikoff Donskoj zu sein. Wir hatten uns viele Jahre nicht gesehen. Mein Freund entstammte deutsch-baltischem Hochadel. Es war ein Baron von Darnokat. Seine Frau erkannte mich sofort wieder. Es ist erstaunlich, einen wieviel schärferen Blick Frauen haben als Männer!

Ich badete, aß und schlief dann ohne Unterbrechung zweimal vierundzwanzig Stunden. Wachte auf, aß und schlief wieder. So ging es Wochen hindurch. Bald war ich wieder völlig zu Kräften gekommen.

(Fortsetzung folgt)

# A 1 fertigmachen!

**Ein Tag bei unseren Heerespferden in der Kaserne. Von F. W. Jahn**

Fast geheimnisvoll ist im Stall das Halbdunkel des Morgengrauens. Schemenhaft riesengroß erscheinen die Pferdeleiber in ihren Umrissen gegen das Licht. Da liegen die Tiere auf ihrem weichen und warmen Strohlager, einige auf der Seite und haben alle vier Beine lang ausgestreckt, einige auf der Brust mit untergeschlagenen Füßen und den Kopf auf die Nase aufgestützt. Sie erheben wohl auch manchmal den Kopf, stöhnen leise, um sich aber gleich wieder dem behaglichen Schlummer hinzugeben. Andere stehen im Halbschlaf vor ihren Krippen, ein Hinterbein leicht eingeknickt und auf der Zehe ausruhend. Manche sind wach und vertreiben sich die Zeit durch Herumsuchen im Stroh oder indem sie aus der Selbsttränke aus Langerweile einige Schluck Wasser schlürfen.

Um die vierte Morgenstunde betritt der Futtermeister den Stall, die übrigen Stallwachposten werden geweckt, das Licht flammt auf, und plötzlich ist der ganze Stall wach. Hell klingendes Wiehern, dumpfes Brummen und prustendes Schnauben verkünden, daß überall gesunder Hunger vorhanden ist. Der Futtermeister teilt in jede Schwinge Hafer und Häcksel aus und nennt dabei den einzelnen Stallposten jedesmal den Namen des Pferdes, für das die Portion bestimmt ist, denn das eine oder andere Pferd bekommt mehr oder weniger oder sogar Zusatzfutter, je nachdem Krankheit oder Futterzustand es bedingen. Jeder Soldat eilt mit zwei Futterschwingen in den Stand und gibt jeweils dem linken und rechten Pferd das Frühstück. Die letzte Portion ist verteilt, der Futterwagen wird zurückgefahren, das Lärmen geht in das rauschende Mahlen der Pferdekiefer über ...

Es ist hell geworden. Die Reiter und Fahrer kommen zum Stalldienst, verteilen sich auf ihre einzelnen Beritte und unterziehen ihre Pflegebefohlenen der ersten Morgentoilette. Zunächst betrachten sie ihren Schützling genau, ob er gesund und munter ist, ausgefressen hat, keine Wunden aufweist und ob die Hufeisen noch fest sitzen. Beanstandungen werden dem Zugführer gemeldet. Die Pferde werden übergeputzt und die Hufe gesäubert.

„Achtung!“ Alle Soldaten flitzen auf die Stallgasse und stehen hinter ihren Pferden still. Der Chef der Maschinengewehrkompanie hat den Stall betreten, und der Stallälteste meldet: „Stall belegt mit .... Pferden, an Pferden nichts Neues!“ — „Heil Kompanie!“ — „Heil, Herr Hauptmann!“ — „Weitermachen!“ — Auf den Befehl „A 1 fertigmachen!“ satteln die zur Abteilung A 1 gehörenden Reiter ihre Pferde und ziehen mit ihnen zur Reitbahn. Der Reitlehrer kommt, und die Reitstunde beginnt. Zuerst wird im Schritt, Trab und Galopp durcheinander geritten, um die von der Nacht her steifen Glieder und Gelenke von Reiter und Pferd zu lösen. Dann formiert sich die Abteilung, und nur der Tiere taktmäßiges Schreiten, unterbrochen von der Stimme des Reitlehrers bei Kommando und Belehrung, beherrscht den Raum. Nach der Reitstunde mit ihren abwechselnd lösenden und versammelnden Lektionen, mit ihren Wendungen und Kreisen und zum Schluß mit einigen Sprüngen über die erhöhte Stange klopfen die Reiter ihren Pferden zur Belohnung den Hals, sitzen ab, lockern die Gurte und führen die Tiere in den Stall zurück, um nun gründlich zu putzen, zu bürsten und zwischen, bis das Fell spiegelblank und trocken glänzt.

In der Reitbahn lösen sich die Abteilungen ab. Da gehen die jungen und alten Remonten, die ein- und zweijährigen Pferderekruten mit langem, tiefem Hals ihren langen, geräumigen Remonteschritt. Da geht die Rekrutenabteilung, in